

Er hatte seine Hoffnung auf Deserteure gesetzt

Was mir dieser Dichter bedeutete, als ich noch in der DDR lebte. Und heute immer noch bedeutet: Günter Eich zum Gedenken

Von Kurt Drawert



„Dies ist meine Mütze, dies ist mein Mantel, hier mein Rasierzeug“, dichtete Günter Eich in 1947 in „Inventur“ über seine Soldatenzeit im Krieg; deutsches Propagandabild mit Goethes „Faust“ im Tornister aus dem Jahr 1944. Foto AGK

Es ist ein Tag in Leipzig/DDR, Berliner Straße 5, vierter Stock rechts, stand, als ich gegen 18 Uhr nach Hause kam, mit allerhand Post in der Hand, weil es ein Montag war und mir montags immer die Post der vergangenen Woche durchgestellt wurde, hier und dort mit kleinen Einstichen im Umschlag versehen, woran ich erkennen konnte, was gelesen und kopiert worden war, eine auffallend gut gekleidete Frau vor der Tür und sagte mit feiner Stimme: „Ich konnte mich nicht anmelden, verzeihen Sie. Und nun war ich gerade in L., und da Sie so praktisch nah am Bahnhof wohnen, dachte ich, doch gleich einmal vorbeizuschauen, ehe wir lange Briefe schreiben“, und damit streckte sie mir ihre Hand entgegen und stellte sich vor: „Müller. Frau Dr. Müller“. Dem folgte die Nennung einer Behörde in Berlin, deren Namen ich vergessen habe.

„Gut“, sagte ich, „dann kommen Sie herein, und setzen Sie sich.“ In der Eile vergaß ich, dass an dem Sessel, den ich ihr zugewiesen hatte, ein Bein locker war und er nach hinten wegkippte, wenn man falsch darauf saß. Und noch ehe sie Platz nehmen konnte, zeigte ich auf meinen zweiten Sessel, der vom Bezug her etwas schmutziger war, dafür aber stabil. „Bitte, Frau Dr. Müller, nehmen Sie vielleicht doch besser... den.“ Frau Müller überlegte, ob sie ihre offenbar neue schöne Wildlederjacke, die in keinem Ostgeschäft je zu erwerben sein konnte, ablegen sollte auf die Gefahr hin, sie zu beschmutzen, oder anbehalten, was dann die Geste einer Flüchtigkeit des Gesprächs gehabt hätte. Ich bereitete Tee zu, während sie leicht nervös mit den Spitzen ihres Seidenschals spielte, als wären sie schon der Beginn des Gesprächs. Nun nahm ich fest an, dass es um meine Anthologie junger Lyrik aus der DDR gehen würde, die ich zusammen mit meiner irischen Freundin für einen Verlag in Dublin vorbereitet hatte, was den Behörden naturgemäß nicht entgangen sein konnte.

Aber nein. Es ging um meinen ersten Gedichtband: „Zweite Inventur“, Aufbau Verlag, Berlin und Weimar 1987, dessen Editions-geschichte aus zehn Jahren des Hinundherschleppens, Zu- und wieder Absagens und enervierender vieler Änderungen des Manuskripts bestand. Dabei waren meine Gedichte dieser für mich frühen Jahre gar nicht politisch im Sinne eines Vokabulars, das man gelegentlich absichtlich in die Verse streute, um der Zensur etwas Arbeit zu geben und dafür etwas anderes, das wichtiger war, an ihrem irren Blick vorbeizuschmuggeln; oppositive Signifikanten, die oft nur vulgär gewesen sind und im Gegenteil das Gleiche betonten, nämlich in der DDR festzustecken und ihre Grenzen und Begrenztheiten anzuerkennen. „Sie sind“, sagte Frau Müller, „so sehr traurig und verzweifelt, dass wir uns fragen, woher dieser Pessimismus nur kommt.“ „Wir? Bitte, wer ist das?“, fragte ich zurück. „Nun ja, die Gesellschaft“, sagte Frau Müller. „Wir alle, die am Aufbau des Sozialismus höchstes Interesse haben.“ Ich sah aus dem Fenster auf ein paar gurrende Tauben, die sich aus der Dachrinne etwas Essbares pickten und ihren giftigen Kot abgaben, der sich wie Säure ins Mauerwerk fraß.

„Wir machen uns Sorgen. Zitate von Beckett und Foucault am Anfang des Buches. Der Titel, eine Referenz auf Günter Eich. Das ist spätbürgerlicher Verfall und bringt uns keinen Millimeter vor.“ Ich goss den Tee ab und wusste, dass er bitter sein würde, weil er zu lange im Sud geblieben war. „Möchten Sie Zucker?“, fragte ich. „Nein, nein“, sagte sie jetzt etwas gereizt und dunkel im Ton, „ich sehe schon, wie schwer Sie es einem machen, auf die Gründe Ihrer Abwendung zu kommen. Sie wenden sich doch ab?“ „Nein, zu“, sagte ich. „Jede Kritik ist eine Zuwendung, weil sie das Bessere des Existierenden begehrt.“ Dann ging Frau Dr. Müller gewiss schweren Herzens in den dunklen

Abend hinein wie eine Erscheinung im Traum. „Wir haben in Sie investiert“, sagte sie noch und ohne mir zum Abschied ihre Hand zu reichen. Und nach einer letzten bedeutungsvollen Pause: „Und dabei haben Sie doch alles!“ Und sogar noch zwei Sessel, dachte ich. Später wurde mir klar, wie brisant gerade diese zutiefst traurige und von Leere durchzogene Tonlage meiner Gedichte war und wie sehr sie die DDR von innen, von ihrem Selbstanspruch her, desavouierte.

Nun gibt es eine nicht leicht zu erklärende Übereinkunft von Leser und Buch, eine intime Verschmelzung von subjektiver Erfahrung und literarischer Substanz, die mehr ist, als nur einer Meinung mit einem Autor zu sein. „Es ist“, wie Karl Krolow über die Wirkung von Lyrik einmal sagte, „der Blitz, der einschlägt, wo er schon erwartet wurde.“ Die anderen bleiben sowieso, wo sie sind, und wollen nicht „abgeholt werden“, wie eine etwas plumpe Forderung schon auch den Kulturbetrieb erreicht hat. Inhalte spielen

dabei keine primäre Rolle, wenn es darum geht, den Stoff emotiv zu erleben und ihn sich auf eine Weise anzueignen, die mehr ist als ein bloßes Wissen darüber; wir können es signifikativen Überschuss nennen, den die Sprache nicht mehr bezeichnet, aber erzeugt.

Genau hier findet Literatur ihren Ort, wo Zeit und Geschichte erlebbar gemacht und nachempfunden wird; und das kann nur über eine Form gelingen, die dem Inhalt adäquat vorgeschaltet ist. Der Ton, die Stimmung und Atmosphäre eines Textes, seine figurative Funktion entscheiden darüber, ob uns sein Inhalt erreicht. So war ich zutiefst affiziert von einer Literatur ohne Hoffnung, las Beckett, Bernhard oder Eich wie Seelenverwandte, bei denen ich einen Resonanzraum für meine Gefühlslage fand. Das System politisch anzugreifen war eine mögliche Antwort; es durch einen Schleier der Melancholie zu

betrachten und ihm damit jede Zukunft abzuerkennen die andere, die literarisch tiefere Spuren hinterließ.

„Viele Gründe, am Leben zu bleiben, / doch keiner so ganz überzeugend“, so Günter Eich. Was für ein unglaublicher Satz, der mir wie in die Haut gebrannt war. „Hart Crane / Mich überzeugen / die dünnen Schuhe, der / einfache Schritt über Stipendien / und Relling hinaus.“ Das war Radikalverweigerung, von der aus auch ich auf mein Land sah, innerlich vorbereitet, es zu verlassen. Erst im Bewusstsein der Texte, und dann, zeitgleich mit dessen eigenem Verschwinden, „über die [Grenze] hinaus“. Dass die historischen Kontexte dieser Geste der Weltabwendung bei Eich andere waren, hebt ihr Wesen nicht auf, ihr entschiedenes Nein. „Nein, ich möchte lieber nicht“, wie Bartleby, der Schreiber, es sagt. Bei Eich mit dem Begriff der Kahlschlagliteratur germanistisch gut abgehenden und politisch insofern verkleinert, als er die universale Dimension der Verneinung

nicht mehr im Blick hält und den eschatologischen Angriff auf alles.

Ebenso falsch aber wäre, im Negativismus von Eich'scher Dimension – im „Eich-Maß“, möchte man sagen – eine Signatur des Willens zum Untergang zu sehen. Wäre es so, könnten wir Texte, die einem buchstäblich den Boden unter den Füßen wegreißen, nicht mehr – im Sinne einer Ästhetik vom Schönen – genießen. Vielmehr fordern sie heraus, klarer auf die Welt zu blicken und die Illusion zu begraben, sie wäre ohne Mangel. Allein ihre aus Sprache geformte Existenz, ihr Vorhandensein an und für sich, ist ihr gewaltiges Dispositiv; denn erst, wo tatsächlich nichts mehr ist, kein Wort, kein Satz, keimt der Horror des Realen. Wie wunderbar, eine Suada Bernhards zu lesen und doch immer noch Luft zu bekommen; dem Nichts bei Beckett zu verfallen und im Sein zu verbleiben.

Und Günter Eich? Er findet in seinem Gedicht „Litrine“ den radikalsten Reim der jüngeren deutschen Lyrik, der Krieg und Romantik, Welt- und Geistesgeschichte in einem Chiasmus zur Auslöschung bringt: „Über stinkendem Graben, / Papier voll Blut und Urin, / umschwirrt von funkelnden Fliegen, / hocke ich in den Knien, // den Blick auf bewaldete Ufer, / Gärten, gestrandetes Boot. / In den Schlamm der Verwesung / klatscht der versteinte Kot. // Irr mir im Ohre schallen / Verse von Hölderlin. / In schneeiger Reinheit spiegeln / Wolken sich im Urin.“ Auf „Hölderlin“ den „Urin“ abzugeben, ist dermaßen kühn – und im steifen Kulturhabitat der frühen Bundesrepublik noch einmal mehr –, dass in diesem einen Gedicht (und im Reim konzentriert) ein ganzer Kosmos vorausgesetzter Selbstverständlichkeiten zu Staub zerfällt.

Man stelle sich das lyrische Ich einmal leibhaftig vor, wie es entblößt in der Natur hockt und sich entlastet, während der Himmel als Topos von Freiheit und Utopie nur noch spiegelbildlich in einer Pfütze der eigenen Ausscheidung erscheint. Es ist die Hoffnung, die uns fesselt und lähmt, haben wir damals in meiner Leipziger Bude gesagt, meine wahren und meine falschen Freunde, und wir müssen sie zerstören. In einem „Text1“, der von einem „Besuch“ im „Museum Auschwitz“ erzählt, von einem Weg, der nicht begangen werden kann, führte ich diesen Gedanken kurze Zeit später literarisch aus, und es gibt drei Fassungen davon, geschrieben auf zehn Jahre verteilt.

Aber zurück zu meinem Lyrikdebüt und einer Verneinung vor Günter Eich, seinem 1947 publizierten Gedicht „Inventur“: „Dies ist meine Mütze, dies ist mein Mantel, hier mein Rasierzeug / im Beutel aus Leinen. // Konservengläser: / Mein Teller, mein Becher, / ich habe in das Weißblech / den Namen geritzt. // ... // Dies ist mein Notizbuch, / dies meine Zeltbahn, / dies mein Handtuch, / dies ist mein Zwirn.“ Was hier immerhin positiv ausschwingt, die zu erwartende Akkumulation von Besitz, die dem Nullpunkt der Existenz mit ihrer Reduktion auf letzte, erhalten gebliebene Gebrauchsgegenstände folgen wird, ist in meinem von 1984 bis 1987 verfassten Gedicht „Zweite Inventur – für Günter Eich“ genau entgegengesetzt positioniert: „Ein Tisch. / Ein Stuhl. / Ein Karton für altes Papier, Abfälle, / leere Zigarettenschachteln, Briefe, / die keiner Antwort bedürfen. // 3 Meter entfernt: Ein Schrank. / Ein Tisch. / Ein Stuhl. / Ein Karton für Notizen, Belege, Rechnungen. / Das Bett. // 2 Meter entfernt: Ein Schrank. / Ein Tisch. / Zwei Sessel. / Eine Ablage für Manuskripte. // ... // Das ist mein Zimmer. // Allein ich weiß, wo etwas / zu finden ist. // ... // Das ist mein Vorteil. // Mein Vorteil ist die Anwesenheit / von Gegenständen, die mir vertraut sind wie die Erfahrung, / sie wieder verlieren zu können, // endgültiger.“ Wie kann man das anders lesen als eine historische Regressionsgeschichte.

Vom Kahlschlag seit 1945 bei Eich konnte es im Grunde nur besser werden; Dieses Bessere aber war schon wieder verloren, und ausgerechnet „In diesem besseren Land“, wie der Titel einer berühmten Lyrik-Anthologie in der DDR der sechziger Jahre es nannte. Nun war mir das gar nicht so klar, als ich es schrieb – es fügte sich einfach, tauchte plötzlich so auf, ohne mir seine Bedeutungen abschließend bewusst zu machen. Aber es wäre langweilig und nicht mehr des Aufschreibens wert, wüsste man als Autor über alles Bescheid, denn: „Was ich weiß, geht mich nichts an“ (Günter Eich). Im Gegenteil – und es gilt für Gedichte nur umso mehr –, ist das Unbekannte und Fremde, das Rätsel im Kern der Erkenntnis jener treibende Grund, der Sprache bis an die Grenzen ihrer Verständlichkeit zu folgen. Es hätte mich also nicht wundern dürfen, dass meine „Zweite Inventur“ in der ohnehin schon nur noch reflexartig zuckenden DDR so nachhaltig auf Ablehnung stieß.

In der „Neuen Deutschen Literatur“, einer Zeitschrift des DDR-Schriftstellerverbandes, die maßgeblich die Leitlinie vorgab, wie man mit aktuellen Autoren umzugehen hatte, wurde „Zweite Inventur“ heftig verrissen; wie ich später nachlesen konnte, im Auftrag der Stasi, die auch die erste Auflage kaufte. Die Bücher waren gedruckt – und vergriffen, veröffentlicht – und nicht veröffentlicht. Aber das ist Vergangenheit. Was mich heute beschäftigt, wo ich Günter Eich wiederlese: wie gefährlich für die Macht – fast schon im Sinne Platons – Literatur verstanden wurde und welche Bedeutung ihr zukam. Wäre es nicht zu absurd, man könnte fast neidisch auf die Umstände werden, die in jedem Wort einen Angriff auf die eigene Ordnung vermuten.

Heute brauchen fast alle Zeichen Parallelobjekte, um gesehen zu werden, ein zweites Signifikat, das auf sie hinweist. Selbst in der Werbung kommt ein Ding ohne ein anderes Ding, das Differenzspuren freisetzt, nicht aus. So sind auch die Bücher einsam geworden und konkurrieren mit allem, das oft sinnlos am Blickfeld vorbeischießt, um eine streng limitierte Aufmerksamkeit. In Eichs „Zuversicht“ (1967) ist zu lesen: „In Saloniki / weiß ich einen, der mich liest, / und in Bad Nauheim. / Das sind schon zwei.“ Leider ist hier die letzte Zeile schon zu viel, aber das macht nichts, um der Zahl zwei vielleicht noch zwei Nullen zu schenken und so in der Realität anzukommen, sofern man sich nicht anbiedern und dem geneigten Publikum gefallen möchte um jeden Preis. Für Eich, einen Einzelgänger, zurückgezogen und unbequem, völlig undenkbar.

„Seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!“ schrieb er. Natürlich ist jeder Autor auch Warenproduzent, der sich wie ein Bürstenverkäufer in die Distributionskette einreißt; aber ebenso, wie seine Ware, mit der er handelt, imaginär ist, ist auch seine Haltung symbolisch und ein Kommentar zum eigenen Text. Denn nichts ist politischer als die Sprache, und davon geht eine Verantwortung aus; erst der Sprache und dann der Welt gegenüber. „Ich habe meine Hoffnung / auf Deserteure gesetzt“, so Günter Eich. Ja, diese Hoffnung, die auf das Gegenteil des Bestehenden setzt, auf den utopischen Imperativ im Verweigerungstext, könnten wir gebrauchen. Eich, dessen letzter Wunsch es war, seine Asche möge über dem Grab Bakunins in Bern verstreut werden – und verstreut wurde sie am Biersee –, winkt dezent anarchistisch zu uns herüber. Es ist der 25. Februar 2022. „Gestern wäre ein guter/Tag zum Sterben gewesen. / Heute beißen / den letzten die Hunde.“ (Günter Eich)

Kurt Drawert, geboren 1956 im brandenburgischen Henningsdorf, ist Schriftsteller. Zuletzt erschien sein Roman „Dresden – Die zweite Zeit“ (C. H. Beck).

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

John Donne

Sein Bildnis

Hier, nimm mein Bild, lebwohl, der Aufbruch drängt (deins hab ich seelentief ins Herz versenkt). Noch gleicht es mir: trifft mich der Tod, so steigt durch unser beider Schattentum sein Preis; und kehr ich heim, sonnengedunkelt, derb die Hand vom rauhen Ruder, sturmgegerbt, Gesicht und Brust ein Haarwald, und das Haupt vom jähren Leidens-Rauhref übergraut, mein Leib ein Sack voll Knochen, schlecht vertäut, die Haut mit Pulverflecken blau bestreut, – reizt, was du liebst, dann der Rivalen Spott, ein Mann, der ich dann schein, so wüst und grob, so sagt dies, was ich war; und du sagst dann: Triff mich sein Mangel? Schmälert er meinen Rang? Und trübt er ihm das Auge, dass er heut, was er am liebsten sah, zu sehen scheut? Was einst an ihm gefällig war und fein, war Milch, die Liebe in der Kinderzeit zu stillen, doch sie wuchs und ist erstarkt: Was sie jetzt nährt, scheint schwachem Biss zu hart.

Aus dem Englischen von Werner von Koppenfels

Werner von Koppenfels

Vorausschauender Blick in den Abgrund

Ein junger Mann drängt hinaus ins wahre Leben, will sich auf abenteuerlicher Fahrt bewähren. Seine Freundin darf da nicht mit. Beim Abschied steckt er ihr sein Bild mit ein paar zärtlichen Zeilen zu. Gemeinsam versichert man sich bleibender Zuneigung und hofft auf ein glückliches Wiedersehen. So weit, so alltäglich.

Doch nicht, wenn die Zeilen von John Donne stammen, dem großen Liebesdichter der Shakespeare-Zeit, und der Aufbruch des vierundzwanzigjährigen Autors im Juni 1596 einer Kaperfahrt der englischen Flotte gilt. Unter dem Kommando der aristokratischen Draufgänger Essex und Raleigh hat man es auf die spanische Hafenstadt Cádiz abgesehen, die dann tatsächlich in einem verwegenen Handstreich erobert und geplündert wird. Das Risiko für Leib und Leben der Teilnehmer bei einer solchen Unternehmung ist groß.

Die Gewaltsamkeit dieser biographischen Zäsur wird in Donnes Gedicht gleichsam dem Bildnis selbst in den Mund gelegt (bei solchem Anlass damals oft eine Miniatur, körpurnah in einem Medaillon zu tragen) und zu einer Kampfansage des Eros an die Zeit dramatisiert. Ein abrupter

Auftakt versetzt uns in die Abschiedssituation, die hier wie in so manchen anderen Donne-Gedichten als Herausforderung einer wechselseitigen Liebe durch die feindliche Außenwelt erlebt wird. Dabei fasst der Sprecher mit Blick auf das eigene Porträt die beiden Optionen seiner Zukunft ins Auge: Tod oder Rückkehr.

Zwei Satzbögen, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten, bestimmen bei dieser Vorschau in den Abgrund den Mehrwert, der dem unveränderlichen Bild im Vergleich zu seinem bald stark veränderten Original zuwachsen wird, und dies paradoxerweise, gerade weil es ja nur ein Schatten des Porträtierten ist. Ein lakonisches Verspaar und eine metaphorische Ironie genügen für die Visualisierung des eigenen Todes. Dann, beim Selbstporträt des Kriegsheimkehrers, greift der Satz gewaltig und gewalttätig aus, um das krasse Gegenbild eines begehrenswerten Liebhabers zu entwerfen. Hier zeigt sich Donne, von dem es hieß, er habe in jungen Jahren nicht nur die Damenwelt, sondern auch das Theater eifrig frequentiert, als Zeitgenosse von Shakespeare und Ben Jonson: Sechs zu nehmend drastische Verse lassen das eben

nach jugendfrische Ich plötzlich alt aussehen und seinen Kurswert als Liebhaber scheinbar ins Bodenlose fallen.

Dann ein Sprecherwechsel in ganz anderer Tonart: Die Peripetie dieses imaginierten Liebesdramas geht von der Geliebten aus. Doch es ist eine männliche Dialektik, die hier triumphiert. Sie eignet sich die Stimme der in ihren erotischen Rechten eingeschränkten Frau an, um körperlichen Verlust als emotionalen Gewinn zu verbuchen. So wird die Geliebte zu einer Dramenfigur unter der Regie des Liebenden, und in ihrer schönsten Eloquenz des Herzens mit einer poetischen Überzeugungskraft „entmündigt“, der man lesend nur schwer widerstehen kann. Das Ende dieses Mono-Dialogs (so nennt Donne diese Form einmal: *dialogue of one*) gibt dem gängigen petrarkistischen Bild vom Anblick des geliebten Menschen als „Nahrung“ der Liebe eine krass unlyrische Wendung: „To feed on that, which to disused tastes seems tough“, so sagt es das Original. Der rhythmische Stolperstein einer zusätzlichen Silbe verwandelt die zuvor beschworenen Strapazen des Ausreisenden in einer metrischen Pointe. Hier hat der

Übersetzer der finalen Kompaktheit zuliebe etwas geglättet – darf er das?

Übrigens: Die Anführer der Kaperfahrt, Essex und Raleigh, beschlossen ihre Laufbahn – der erste nach einem Putschversuch, der zweite nach einem gescheiterten Kolonialabenteuer – auf dem Schafot, John Donne die seine als wortmächtiger Kanzlerredner und geistlicher Dichter.

John Donne: „Alchimie der Liebe“. Gedichte. Zweisprachig. Ausgewählt und aus dem Englischen von Werner von Koppenfels. Diogenes Verlag, Zürich 2004. 176 S., br., 11,- €.

Von Werner von Koppenfels herausgegeben und übersetzt erschien zuletzt „Dem Shakespeare fehlt's an Kunst!“ Ben Jonson über sich und die Literatur seiner Zeit. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Mainz 2020. 128 S., br., 15,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber und das Gedicht in seiner Originalsprache finden Sie unter www.faz.net/anthologie.